

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Jung und Jung, Salzburg und Wien  
Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten  
Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-99027-269-5



LORENZ LANGENEGGER

Was man jetzt  
noch tun kann

Roman

JUNG  
UND  
JUNG



*Blasser und Söhne, Nachfolger.* In großen Lettern stand der Name über dem Schaufenster der Eisenwarenhandlung. Als Manuel eintrat, schlug die Tür gegen eine Glocke. Ein älterer Herr in blauem Arbeitskittel suchte für einen Kunden die richtige Schraube aus einer Lade. Er schob die Brille in die Stirn, um Länge und Durchmesser zu vergleichen. Als er die passende Größe gefunden hatte, rollte er aus einer Zeitungsseite eine Tüte, in die er zwanzig Stück abzählte. Er tippte den Preis in die Registrierkasse, die mit dem hellen Echo der Türglocke aufsprang. Der Kunde packte die Schrauben und das Wechselgeld ein. Manuel wartete, bis er sich verabschiedet hatte, dann stellte er sich vor und legte das Musterset seiner Schlüssel auf die Theke.

Er versuchte, die Rolle des Vertreters so gut wie möglich auszufüllen, aber das Lächeln auf seinem Gesicht fühlte sich fremd an. Es erinnerte ihn an einen Nachmittag in seiner Kindheit. Er ging noch nicht zur Schule. Sein Vater nahm ihn an der Hand, er bildete sich ein, den Druck zu spüren, warm und weich. Weshalb begleitete er ihn? Wohin fuhren sie? Sie traten durch ein riesiges Tor in eine Lagerhalle und warteten an einer Rampe. Ein Mann mit einem langen Bart kam auf sie zu, und als sein Vater ihm die

Hand gab, erschrak Manuel. Das Gesicht seines Vaters hatte sich verändert, sein Lächeln und seine Stimme waren plötzlich fremd.

Manuel räusperte sich. Der Nachfolger von Herrn Blassers Söhnen drehte den Schlüssel zwischen den Fingern, wie um zu prüfen, ob er sich gut drehen ließ. Manuel glaubte, ein Bedauern in seinem Blick zu erkennen, und der Mann schüttelte den Kopf. Beschläge führe er noch, Schlüssel und Zylinder habe er aus dem Sortiment genommen. Heutzutage baue sich niemand mehr selbst ein Schloss ein, und für die wenigen Ausnahmen gebe es Ware aus China, aber damit wolle er nichts zu tun haben. Er wies mit dem Kopf nach draußen: Hundert Meter die Straße hinunter, *Billig und gut*.

In dem Laden mit dem anmaßenden Namen gab es auf knapp hundert Quadratmetern alles, was man für einen funktionierenden Haushalt brauchte. Die übervollen Regale, die bis zur Decke reichten, machten aus ihm ein Labyrinth, in dem wohl schon mancher Kunde auf der Suche nach einer Seifenschale oder einem Putzschwamm verloren gegangen war. Das Geschäft ersetzte die Eisenwarenhandlung, die Papeterie, das Elektrofachgeschäft und den Laden mit Küchenbedarf. Aschenbecher stapelten sich neben Bilderrahmen, Töpfe wurden im Dreierset angeboten, Kugelschreiber, Buntstifte und Haftnotizen lagen neben Hochzeits- und Kondolenzkarten. Manuel nahm ei-

nen Block mit Notenpapier in die Hand. Bunte Instrumente mit lachenden Gesichtern zierte den Deckel. Kalender gab es nicht nur vom kommenden Jahr, sondern zum halben Preis auch vom aktuellen und für neunundneunzig Cent sogar vom vergangenen Jahr. Er überlegte, wer sich für Kalender vom letzten Jahr interessieren könnte. Schriftsteller vielleicht? Er blätterte darin, für jeden Tag eine Seite, alle schon vergangen, trotzdem noch leer, die Wochenenden, die Feiertage und Vollmonde, das ganze letzte Jahr, in diesem schlichten schwarzen Büchlein hatte es nicht stattgefunden. Er nahm es mit, das war ihm neunundneunzig Cent wert.

Schachteln mit Elektrogeräten, vom Wasserkocher bis zum Bügeleisen, stapelten sich zu schwindelerregenden Türmen. Und natürlich gab es auch Schlüssel. Ein fertiges Set, zwei Schlüssel, ein Zylinder, sogar die Schrauben dazu, wurde für 4.99 Euro angeboten. Er drehte die Packung um: *Made in China*. Die Schlüssel hatten keine Bohrlöcher, sie waren auch nicht horizontal gespiegelt. Sie hatten Zacken, wie sie Linus Yale in Anlehnung an das altägyptische Fallstiftriegelschloss vor über einhundertfünfzig Jahren entwickelt hatte. Manuel fürchtete, dass die Eleganz seines Wendeschlüssels neben dem Preis des Zackenschlüssels nicht bestehen konnte. Er legte einen Euro für den Kalender auf die Theke, dann fragte er die junge Frau mit Kopftuch, die an der Kasse stand, ob sie

die Geschäftsführerin sei. Sie musterte ihn mit ihren wachen, fast schwarzen Augen. Ob er sich beschweren wolle?

»Ich möchte ein Angebot machen.«

Sie stützte sich mit den Händen auf dem Ladentisch ab.

»Worum geht es?«

»Ich habe Schlüssel, die ich verkaufen möchte.«

Sie lachte.

»Schlüssel. Wie viele?«

»So viele Sie wollen.«

Die Frau drehte sich um, zog einen Vorhang zur Seite, hinter dem eine Treppe in den ersten Stock führte, und rief etwas, das Manuel nicht verstand.

»Warten Sie, mein Vater kommt gleich.«

Wenig später trat ein eleganter Mann in einem hellen Leinenanzug und Sandalen durch den Vorhang.

»Was sind das für Schlüssel, die Sie verkaufen wollen?«

»Horizontal gespiegelte Bohrmuldenschlüssel.«

Manuel zog das Musterset aus seiner Jackentasche und überreichte es ihm. Der Mann drehte einen Schlüssel prüfend zwischen den Fingern, seine Tochter nahm ihm das Lederetui aus der Hand und strich über die glatte Oberfläche. Manuel machte Werbung für die Qualität, die Beständigkeit und die einfache Handhabung der Schlüssel. Zufrieden registrierte er,

dass der Mann das eingeprägte Schweizerkreuz entdeckte. Er nahm seiner Tochter das Etui aus der Hand, legte den Schlüssel hinein und gab es ihm zurück.

»Woher haben Sie diese Schlüssel?«

»Von meinem Vater.«

Mit einer einladenden Geste schob der Mann den Vorhang zur Seite und bat Manuel voranzugehen.





l.



Die Fähre legte ab, die Taue wurden eingezogen. Manuel stellte sich an die Ecke über den Seilzügen und lehnte an der Reling. Die Autos und Menschen am Hafen wurden kleiner. Niemand winkte, kein Kind hoffte, die Aufmerksamkeit eines Fremden auf sich zu ziehen. Fähren gehörten auf Procida zum Alltag wie anderswo Nahverkehrszüge. In der Marina Grande kreuzten sich die an- und ablegenden Traghetti und Aliscafi, Manuel waren die Fähren lieber. Sie waren langsamer. Sie hatten ein offenes Deck, auf dem ihm der Wind die Haare in Unordnung brachte, auf dem er das Meer roch und die dreckig schwarzen Abgase des Schiffsdiesels, die der Wind von den Kaminen riss.

Der Anruf hatte ihn am Vorabend kurz nach zehn Uhr erreicht. Er saß auf der Dachterrasse, wie so oft, seit Sonja und er ihre Koffer vor zehn Tagen die Treppe in die Ferienwohnung hinaufgetragen hatten. Sein Weinglas war leer. In der Ferne tauchten die Lichter von Neapel den Abendhimmel in ein schmutziges Gelb. Er gähnte und hielt sich dabei die Nase zu. Seit ihrer Ankunft irritierte ihn ein leises Geräusch. Er hatte verschiedene Erklärungen dafür gefunden, die ferne Brandung, der Wind, die Mauersegler, die über der Terrasse kreisten. Wenn der Lieferwagen vor dem Gemüseladen den Motor startete, der Händler seine Ware anpries oder eine Passantin mit der schwerhöri-

gen Vermieterin plauderte, hörte er es nicht. Jetzt aber war es still, kein Motorboot hüpfte über die Wellen, kein Hund bellte, die Glocken hingen stumm im Turm. Er horchte in sich hinein. Am ehesten glich das Geräusch einem leisen, gleichmäßigen Schnaufen, das angenehm faule Geräusch eines friedlich schlafenden Menschen, der gleichzeitig durch die Nase und den halb geöffneten Mund atmet.

Manuel stieg die Stufen hinunter in die Wohnküche, um sich Wein nachzuschenken. Sonja hob den Blick von ihrem Buch, lächelte und legte die Hand über ihr Glas. In ihrem Gesicht sah er erste Zeichen von Müdigkeit. Manuel beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss auf die Lippen. Ihm ging die Frage nicht aus dem Kopf, die sie ihm am Nachmittag gestellt hatte.

»Was hast du eigentlich die ganze Zeit gemacht?«

Sie waren nebeneinander an einer Abschränkung aus Holz gestanden und hatten in den Hof eines Hauses geschaut, wie schon in so viele Häuser und Tempel an diesem Nachmittag. Die Tafel erklärte, dass es sich um die Villa eines reichen Kaufmanns handelte, der an einem verhängnisvollen Spätsommertag im Jahr 79 mitsamt seiner Heimatstadt untergegangen war.

»Wie meinst du das?«, fragte Manuel, obwohl er genau wusste, was sie meinte.

»Die letzten Monate. Was hast du gemacht?«

»So einfach ist das nicht«, wick er aus.

»Es hat niemand behauptet, dass es einfach ist.«

Als Manuel mit dem vollen Weinglas wieder auf der Dachterrasse stand, klingelte sein Telefon. Eine Schweizer Nummer. Er dachte an seinen Vater, der sich am Tag zuvor selbst ins Krankenhaus eingeliefert hatte. Am Abend hatte er Manuel angerufen, wie ihm schien mehr aus Langeweile, als um ihm mitzuteilen, dass er im Krankenhaus lag. Eine Streifung, nichts Ernstes, Lähmungserscheinungen im linken Arm, Kopfschmerzen, er werde zur Beobachtung über Nacht bleiben, seine Blutdruckmedikamente würden neu eingestellt, eine Routinesache. Manuel hatte ihm nicht widersprochen. Der Gedanke, dass eine Streifung nur ein netteres Wort für einen Schlaganfall war und dass ein Schlaganfall in seinem Alter durchaus gefährlich sein konnte, kam ihm erst jetzt. Er nahm den Anruf entgegen.

Der behandelnde Arzt fragte, ob er mit Manuel Keller spreche, dem Sohn von Helmut Keller, und teilte ihm dann in trocken professionellem Ton mit, dass sein Vater gestorben sei. Ein zweiter Schlag hatte ihn im Garten des Krankenhauses niedergestreckt. Jede Hilfe war zu spät. Das Gespräch mit dem Arzt dauerte keine Minute. Was hatte sein Vater um diese Zeit im Garten gemacht? Warum war er nicht medizinisch überwacht worden? Hatte er die richtigen Medikamente bekommen? Von all den Fragen, die er hatte, stellte Manuel keine. Er starrte sein Telefon an und wusste, dass er seinen Bruder Matthias anrufen musste, seinen

Onkel, ein Bestattungsunternehmen, den Pfarrer, die Friedhofsbehörde, den Anwalt, den Notar. Er musste eine Todesanzeige aufgeben, eine Adressliste erstellen. Er musste einen Trompeter finden, der am Grab das Krakauer Trompetensignal spielte. Er musste ein Restaurant für das Leichenmahl reservieren, sich für eine Speisenfolge entscheiden, einen leichten Rotwein aussuchen, mit dem die Freunde vom Segelclub und die Geschäftspartner zufrieden sein würden. Er musste sich setzen.

Manuel ließ sich auf den Stuhl sinken. Er befahl sich, das Telefon auf den Tisch zu legen, damit es ihm nicht aus der Hand fiel. Dann stützte er den Kopf ab und starrte auf den leeren Bildschirm, sicher, dass ab sofort nichts mehr sein würde, wie es gewesen war. Gleichzeitig ahnte er, dass die Dinge ihren Lauf nehmen würden, dass um ihn herum alles weiterginge wie bisher.

Anders als mit dem Schiff war Procida nicht zu erreichen. Neben dem kleinen Krankenhaus gab es zwar einen Hubschrauberlandeplatz, ein gelbes, eingekreistes H auf dem Asphalt, aber in den zehn Tagen, die sie auf der Insel verbracht hatten, war das Brummen der Fähren kein einziges Mal vom Flappen der Rotoren übertönt worden. Überhaupt sah der schlichte weiße Bau so verlassen aus, dass man sich schwer vorstellen konnte, dass es hier Kranke und Gebrechliche gab, dass hier geboren und gestorben wurde.

»Manuel?«

Er konnte nicht sagen, ob eine Minute oder eine Stunde vergangen war, bis Sonja auf die Terrasse kam, um ihm eine gute Nacht zu wünschen. Sie hatte noch die Spange im Haar, mit der sie beim Abschminken die Strähnen über der Stirn fixierte.

»Was ist passiert?«, fragte sie.

»Vater ist tot.«

Sie schauten einander an. Manuel nickte.

»Ein zweiter Schlag.«

Sonja schossen die Tränen in die Augen. Er wusste nicht, wie er sie trösten könnte.

»Sein Arzt hat angerufen.«

»Er hat mir vor einer Woche von der Regatta erzählt, die er beinahe gewonnen hätte.«

»Du redest mit meinem Vater?«

»Manuel!«

»Hat Helmut dich angerufen?«

»Er war nie krank.«

»Er war schrecklich, wenn er krank war.«

»Das tut mir so leid. Ich ...«

Sonja brach den Satz ab. Sie ging auf Manuel zu. Er hielt ihr die Hand hin. Sie drückte sie und blieb hilflos neben ihm stehen.

»Kommst du mit nach Zürich?«

»Natürlich.«

»Und Venedig?«

»Venedig ist egal.«